

# **JOE HILL**

## **STRANGE WEATHER**

**VIER NOVELLEN**

Aus dem Amerikanischen von Susanne Picard

**FESTA**

Die amerikanische Originalausgabe  
*Strange Weather: Four Short Novels*  
erschien 2017 im Verlag William Morrow.  
Copyright © 2017 by Joe Hill

1. Auflage November 2020  
Copyright © dieser Ausgabe 2020 by Festa Verlag, Leipzig  
Veröffentlicht mit Erlaubnis des Verlages William Morrow,  
ein Imprint of HarperCollins Publishers, LLC.

Titelbild: Alan Dingman  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-876-6  
eBook 978-3-86552-877-3

# INHALT

SCHNAPPSCHUSS

Seite 7

GELADEN

Seite 135

HOCH OBEN

Seite 361

REGEN

Seite 497

Nachwort

Seite 650

# SCHNAPPSCHUSS



# KAPITEL 1

Shelly Beukes stand am Fuß der Auffahrt und starrte mit konzentriertem Blick zu unserem Bungalow aus rosafarbenem Sandstein herüber, als sähe sie das Haus heute zum ersten Mal. Sie trug einen Trenchcoat, der Humphrey Bogart alle Ehre gemacht hätte, und hatte eine große Umhängetasche aus mit Ananas und tropischen Blumen bedrucktem Stoff um die Schulter geschlungen. Man hätte glauben können, sie sei auf dem Weg zum Einkaufen, wenn sich ein Supermarkt oder so etwas in Laufweite befunden hätte, was nicht der Fall war. Ich musste zweimal hinsehen, bevor ich bemerkte, was mich an ihrem eigentlich ganz normalen Anblick so irritierte: Sie hatte vergessen, Schuhe anzuziehen. Ihre nackten Füße waren schmutzig, sie starrten förmlich vor Dreck.

Ich war gerade in der Garage und experimentierte herum. Jedenfalls nannte mein Vater das so, wenn ich beschloss, an einem völlig intakten Staubsauger oder der einwandfrei funktionierenden Fernbedienung des Fernsehers herumzubasteln. Ich machte dabei mehr kaputt, als ich reparierte, auch wenn ich es einmal geschafft hatte, einen Joystick meines alten Atari-Computers in eine Art Radio umzubauen, sodass ich mit dem »Feuern«-Knopf von Sender zu Sender schalten konnte. Das war natürlich ein ausgesprochen

alberner und nicht sehr sinnvoller Trick. Nichtsdesto- trotz hatte er die Juroren der Wissenschaftsmesse im achten Schuljahr beeindruckt und mir glatt das Blaue Band für Kreativität eingebracht.

An dem Morgen, an dem Shelly am Fuß unserer Auf- fahrt auftauchte, arbeitete ich gerade an einer Party- kanone. Sie sah aus wie ein Todesstrahlengewehr aus der guten alten Science-Fiction-Zeit der 60er-Jahre, mit einer großen, zerbeulten Messingtrompete als Lauf und dem Abzug und dem Griff einer Luger (ich hatte tatsächlich eine Trompete und ein Spielzeuggewehr für den Bau verwendet). Wenn man den Abzug betätigte, erklang eine laute Tröte, kleine Glühbirnen leuchteten auf und das Ding spuckte einen Schwall Konfetti und Papierschlängen aus. Mir schwebte vor, dass – wenn ich das Ding nur richtig zum Laufen bekam – mein Vater und ich es an Spielzeugunternehmen, vielleicht sogar ein etwaiges Patent an *Spencer Gifts* persönlich, verkaufen könnten. Wie das bei den meisten Hobby- ingenieuren so ist, versuchte ich mich also zum größ- ten Teil an Basteleien, die kaum über das Niveau von Schülerstreichen hinausgingen. Aber bei Google arbei- tet bis heute ja auch niemand, der nicht davon geträumt hätte, eine Röntgenbrille zu erfinden, um Mädchen damit unter den Rock zu gucken.

Ich richtete den Lauf meiner Partykanone auf die Straße, als ich Shelly das erste Mal sah. Sie stand genau in meinem Blickfeld. Ich ließ meine Superspäßknarre sinken, blinzelte und nahm sie genauer in Augen- schein. Fakt war, ich konnte sie sehen, sie mich aber nicht. Von ihrem Standpunkt aus war die offen stehende Garage wohl auch kaum mehr als eine finstere Höhle,

deren Inneres dunkel war wie die undurchdringliche Schwärze eines offen stehenden Bergbauschachts.

Ich wollte sie schon ansprechen, aber dann fiel mein Blick auf ihre Füße und die Worte blieben mir im Hals stecken. Ich rührte mich also nicht, gab keinen Ton von mir und beobachtete sie eine Weile. Ihre Lippen bewegten sich, als spräche sie mit sich selbst.

Sie warf einen Blick über die Schulter in die Richtung, aus der sie gekommen war, als hätte sie Angst, dass sich jemand an sie heranschleichen könnte, doch da war niemand. Die Welt war unter den tief hängenden Wolken schwül und still. Ich erinnere mich daran, dass alle Nachbarn ihren Müll herausgestellt hatten. Doch die Müllabfuhr war spät dran und so stank es in der Straße nach Fäulnis und Abfall.

Fast von Anfang an stand ich unter dem Eindruck, es sei wichtig, nichts zu tun, was Shelly erschrecken könnte. Eigentlich gab es keinen Grund dafür, so vorsichtig zu sein, aber viele unserer besten Gedankengänge finden im Unbewussten statt und haben nichts mit Vernunft zu tun. Das Unterbewusstsein nimmt viele Informationen auf, die nichts weiter sind als subtile Hinweise, die wir gar nicht als solche wahrnehmen.

Als ich also die geschwungene Auffahrt hinabging, hatte ich die Daumen in die Taschen meiner Jeans geklemmt und sah Shelly nicht einmal direkt an. Ich blinzelte in die Ferne, als verfolgte ich mit meinem Blick ein Flugzeug, das weit über uns dahinzog. Ich ging auf sie zu, wie man auf einen humpelnden, streunenden Hund zugeht, einen, der einem entweder in hoffnungsvoller Zuneigung die Hand lecken wird, wenn man herankommt, oder der vielleicht mit gebleckten

Fangzähnen auf einen zuspringt und knurrend die Zähne fletscht. Ich sagte nichts, bis ich auf fast eine Armlänge an sie herangekommen war.

»Oh. Hallo, Mrs. Beukes«, sagte ich dann und tat so, als sähe ich sie nun zum ersten Mal. »Ist alles in Ordnung mit Ihnen?«

Ihr Kopf wirbelte zu mir herum, ihr rundliches Gesicht verzog sich sofort zu einer freundlich-sanften Miene. »Also, jetzt bin ich aber ganz verwirrt! Ich bin den ganzen Weg hierhergelaufen, aber ich weiß gar nicht mehr, warum eigentlich! Heute ist doch gar nicht der Tag zum Putzen!«

Das hatte ich nicht erwartet.

Es hatte tatsächlich einmal eine Zeit gegeben, in der Shelly dienstags und freitags jeweils ein paar Stunden zu uns gekommen war und das Haus sauber gemacht hatte. Schon damals war sie alt gewesen, hatte aber dennoch die geschmeidige Kraft einer Sportlerin von olympischem Rang besessen. Freitags brachte sie in der Regel einen Teller weicher, mit Datteln gefüllter Kekse mit, die unter einer Klarsichtfolie lagen. Mann, das waren vielleicht Kekse! So was kriegt man heutzutage gar nicht mehr, und mit einer Tasse Tee waren sie so gut, so gut wäre nicht einmal die Crème brulée im *Vier Jahreszeiten* gewesen.

Aber im August 1988 stand ich nur ein paar Wochen davor, auf die High School zu gehen, und Shelly hatte mein halbes Leben bis dahin für uns aufgeräumt und sauber gemacht. 1982 hatte sie aufgehört, weil man ihr einen dreifachen Bypass gelegt und der Doktor ihr geraten hatte, sie solle sich erst einmal erholen. So war es seither geblieben. Ich hatte eigentlich nie so recht

darüber nachgedacht, aber wenn ich das getan hätte, hätte ich mich wohl gewundert, warum sie den Job überhaupt erst angenommen hatte. Es war nicht so, als hätte sie das Geld nötig gehabt.

»Mrs. Beukes? Hat mein Vater Sie vielleicht angerufen und hergebeten, damit Sie Marie helfen?«

Marie war die Frau, die dann an Shellys Stelle gekommen war, eine stämmige, nicht besonders intelligente junge Frau Anfang 20, die laut lachte und einen herzförmigen Hintern besaß, der mir nachts regelmäßig in meinen feuchten Träumen erschien. Eigentlich konnte ich mir nicht vorstellen, warum mein Vater dachte, dass Marie wohl Hilfe bräuchte. Wir erwarteten meines Wissens keine Gäste. Ich kann mich nicht einmal erinnern, dass wir jemals welche gehabt hätten.

Shellys Lächeln bröckelte kurz. Sie warf wieder einen dieser ängstlichen Blicke über die Schulter auf die Straße. Als sie sich wieder mir zuwandte, war der freundlich-sanfte Gesichtsausdruck so gut wie verschwunden. Aus ihren Augen sprach Furcht.

»Keine Ahnung, Bucko. Sag du's mir doch! Hätte ich die Wanne putzen sollen? Ich weiß, ich bin letzte Woche nicht dazu gekommen, und jetzt hätte sie es wohl nötig.« Shelly griff in ihre Stofftasche, kramte darin herum und begann, Unverständliches in sich hineinzumurmeln. Als sie wieder aufsaß, hatte sie die Lippen fest aufeinandergepresst und sah frustriert aus. »Ach, scheiß drauf. Ich bin aus dem Haus gegangen und hab dabei das verdammte Putzmittel vergessen.«

Ich zuckte zusammen. Ich hätte nicht verwirrter sein können, wenn sie den Trenchcoat ausgezogen hätte und darunter nackt gewesen wäre. Shelly Beukes entsprach

vielleicht nicht jedermanns Vorstellung einer adretten alten Dame; ich erinnerte mich sogar daran, wie sie einmal in einem alten John-Belushi-T-Shirt geputzt hatte, aber dass sie fluchte, hatte ich nie gehört. Dieses »Scheiß drauf« war um einiges deftiger als das, was ich von ihr gewohnt war.

Shelly bemerkte meine Überraschung gar nicht. Stattdessen sprach sie einfach weiter. »Sag deinem Vater, dass ich mich morgen um die Badewanne kümmern werde. Ich brauche nicht länger als zehn Minuten dafür, dann strahlt sie wieder so sauber und rein, als hätte nie jemand mit seinem Arsch dringesessen.«

Ein Träger ihrer Stofftasche rutschte ihr von der Schulter, sodass ich hineinsehen konnte. Ein angeschlagener, schmutziger Gartenzweig lugte heraus, ein paar leere Limodosen und ein alter, abgetragener Turnschuh.

»Ich geh wohl besser heim«, sagte sie plötzlich. Sie klang wie ein Automat. »Mein Afrikaaner wird sich schon wundern, wo ich bleibe.«

Der »Afrikaaner« war ihr Ehemann, Lawrence Beukes, der aus Kapstadt auswanderte, noch bevor ich geboren worden war. Noch mit 70 war Larry Beukes einer der kraftvollsten Männer, die ich kannte. Er war ein ehemaliger Bodybuilder mit den ausgeprägten Muskeln und dem von Adern durchzogenen Stiernacken eines Gewichthebers vom Zirkus. Dieses muskulöse Aussehen war Bestandteil seines Berufs. Er hatte sein Geld mit einer Kette von Fitnessstudios gemacht, die er in den 70er-Jahren eröffnet hatte, gerade als der mit unglaublichen, mit Öl übergossenen Muskeln bepackte Arnold Schwarzenegger sich ins öffentliche Bewusstsein vorgearbeitet hatte. Larry und Arnie waren sogar einmal in

ein und demselben Kalender abgebildet worden. Larry hatte den Monat Februar verkörpert, deshalb seine Muskeln im Schnee zur Schau gestellt und dabei nichts weiter getragen als einen winzigen schwarzen Tanga, der gerade mal seinen Schniedel bedeckte. Arnie dagegen war für den Juni aufgetreten und stand mit ölglänzendem Körper in der Sonne am Strand, in jedem seiner riesigen Arme ein Mädchen im Bikini.

Shelly warf noch einmal einen raschen Blick über die Schulter und schlurfte dann davon. Sie ging in eine Richtung, die sie noch weiter von ihrem Zuhause fortbringen würde. In dem Augenblick, als sie den Blick von mir nahm, verschwand jeglicher Ausdruck aus ihrem Gesicht. Ihre Lippen begannen sich zu bewegen, als wisperte sie eine Frage nach der anderen in sich hinein.

»Shelly! Hey, ich wollte Mr. Beukes fragen, ob ... Ich wollte wissen ...« Ich suchte rasch nach etwas, das ich Larry Beukes fragen oder was ich mit ihm besprechen könnte. »Braucht er vielleicht jemanden, der ihm den Rasen mäht? Er selbst hat doch sicher Besseres zu tun, oder? Macht es Ihnen was aus, wenn ich Sie nach Hause begleite?« Ich griff nach ihrem Ellbogen und erwischte sie, bevor sie nicht mehr in meiner Reichweite war.

Sie zuckte bei meinem Anblick zusammen, als hätte ich mich wie ein Weltmeisterspion angeschlichen, dann lächelte sie mich auf diese mutige, herausfordernde Weise an. »Ich habe dem Afrikaner gesagt, dass wir jemanden brauchen, der uns den ... den ...« Ihr Blick stumpfte ab. Sie konnte sich nicht mehr an das erinnern, was eigentlich geschnitten werden musste. Schließlich schüttelte sie leicht den Kopf und fuhr fort: »... dass wir das erledigen müssen. Schon seit Ewigkeiten rede

ich davon! Du kannst gern mit mir nach Hause gehen. Und weißt du was?« Sie tätschelte meine Hand. »Ich glaube, ich habe sogar noch ein paar dieser Kekse, die du so magst!«

Sie zwinkerte mir zu und für einen Augenblick war ich mir sicher, dass sie mich kannte und, was noch wichtiger war, dass sie sich selbst kannte. Shelly Beukes kam für einen Augenblick zu Verstand. Doch dann verlor sie ihn wieder. Ich konnte sehen, wie ihre Wahrnehmung sich wieder trübte, wie ein Licht, das man am Dimmer immer weiter herunterdrehte, bis die Glühbirne nur noch schwach glomm.

Also ging ich mit ihr nach Hause. Ich fühlte mich schlecht, weil sie barfuß über den heißen Asphalt gehen musste. Es war furchtbar schwül, Mücken schwirrten in Schwärmen um uns herum. Nach einer Weile fiel mir auf, dass sie rot geworden war und Schweißstropfen in den Härchen auf ihrer Oberlippe hingen. Ich dachte daran, sie dazu zu bringen, den Mantel auszuziehen. Auch wenn ich zugeben muss, dass mir dabei erneut der Gedanke kam, sie sei darunter vielleicht wirklich nackt. Wenn man ihre Verwirrtheit in Betracht zog, war das vielleicht gar nicht auszuschließen. Allerdings kämpfte ich mein Unbehagen nieder und fragte, ob ich ihr vielleicht den Mantel tragen dürfte. Sie schüttelte kurz den Kopf.

»Ich will doch nicht erkannt werden.«

Das war einfach so wundervoll durchgeknallt, dass ich gar nicht anders konnte, als für einen Moment die Situation, in der wir uns befanden, zu vergessen und so zu antworten, als wäre Shelly ganz sie selbst, eine vernünftige Person, die *Jeopardy!* liebte und Herdplatten mit einer beinahe brutalen Entschlossenheit wienerte.

»Von wem erkannt werden?«, wollte ich also wissen.

Sie beugte sich zu mir herab und flüsterte mir mit einer Stimme, die beinahe ein Wispern war, zu: »Vom Polaroid-Mann. Dieses verdammte, schleimige Frettchen in seinem Cabrio! Er knipst ständig Fotos, wenn mein Afrikaner nicht da ist. Ich habe keine Ahnung, wie viele er schon geschossen hat, aber von mir kann er keine mehr haben.«

Sie packte mein Handgelenk. Ihr Körper war immer noch kräftig und hatte diese imponierende Oberweite, aber ihre Hand war knochig und glich den Klauen einer Märchenhexe. »Lass bloß nicht zu, dass er dich fotografiert. Er darf gar nicht erst damit anfangen, dir etwas wegzunehmen.«

»Ich werde aufpassen. Hey, echt jetzt, Mrs. Beukes, Sie sehen aus, als würden Sie in diesem Mantel förmlich wegschmelzen. Lassen Sie mich das Ding nehmen, und wir achten zusammen auf diesen Kerl. Sie können ihn ja rasch wieder anziehen, wenn wir ihn entdecken.«

Sie zog den Kopf zurück und sah mich mit zusammengezogenen Brauen an, als betrachtete sie das Kleingedruckte am Ende eines dubiosen Vertrags. Schließlich schnaubte sie und glitt aus dem großen Mantel, den sie mir dann in die Hand drückte. Sie war mitnichten nackt darunter, doch sie trug schwarze Sportshorts und ein T-Shirt, das auf links gedreht war und das sie falsch herum angezogen hatte, sodass das Fähnchen unter ihrem Kinn prangte. Ihre Beine waren knotig und erschreckend weiß, an den Waden hatte sie zahlreiche Krampfadern. Ich faltete den Mantel ordentlich zusammen, schweißfeucht und zerknittert, wie er war, und legte ihn mir über den Unterarm. Wir gingen weiter.

Die Straßen in Golden Orchards, unserem kleinen Vorort im Norden Cupertinos, waren kurvig und verschlungen wie ein Haufen Seil und verliefen an keiner Stelle geradeaus. Auf den ersten Blick schienen die Häuser alle in unterschiedlichem Stil gebaut, eines auf spanische Art verputzt hier, ein viktorianisches Ziegelhaus dort. Aber wenn man sich nur lange genug umsah, erkannte man, dass alle mehr oder weniger den gleichen Grundriss hatten, die gleiche Anzahl an Badezimmern und die gleiche Lage der Fenster. Allerdings hatte jedes eine andere Fassade, als hätte sich jedes mit einem anderen Kostüm verkleidet.

Das Haus der Beukes war ein pseudoviktorianisches Haus, das irgendjemand mit Elementen eines Strandthemas versehen hatte; Muscheln waren in den Waschbeton eingearbeitet, der den Weg zum Eingang hinauf pflasterte, ein ausgebleicher Seestern hing an der Tür. Vielleicht nannte Mr. Beukes die Studios seiner Fitnesskette ja Neptune Fitness. Oder Atlantic Athletics. Vielleicht bezog er sich mit den Elementen aber auch einfach darauf, dass er in seinen Studios hauptsächlich Fitnessgeräte der Firma Nautilus aufgestellt hatte. Erinnern kann ich mich in dieser Richtung an nichts mehr. Auch wenn mir manches, was an diesem Tag, dem 15. August 1988, geschah, noch sehr präsent ist, weiß ich aber auch nicht, ob ich mir damals überhaupt Gedanken darüber machte.

Ich brachte Shelly bis zur Tür und klopfte. Dann klingelte ich. Ich hätte sie auch einfach hineingehen lassen können, immerhin war es ja ihr Haus, aber ich dachte, dass das der Situation nicht angemessen war. Ich war der Ansicht, ich müsse Larry Beukes sagen, dass sie

ziellos auf der Straße herumgewandert war, und hoffte, mir fiele eine nicht allzu peinliche Art ein, ihm zu sagen, wie verwirrt sie war.

Shelly gab keine Anzeichen von sich, die darauf schließen ließen, dass sie ihr eigenes Haus erkannte. Sie stand am Fuß der Stufen zum Eingang, blickte sich interessiert um und wartete geduldig. Noch vor wenigen Sekunden hatte sie durchtrieben, ja sogar ein wenig Furcht einflößend gewirkt. Jetzt machte sie den Eindruck einer gelangweilten Oma, die mit ihrem Enkel, einem Pfadfinder, von Tür zu Tür ging, während er Zeitungsabos verkaufte.

Hummeln gruben sich brummend in nickende, weiße Blütenkelche. Zum ersten Mal kam mir der Gedanke, dass Larry Beukes wohl tatsächlich jemanden brauchte, der ihm den Rasen mähte. Der Garten war ungepflegt und von Unkraut überwuchert, überall spross Löwenzahn aus dem Boden. Das Haus selbst hätte eine Hochdruckreinigung nötig gehabt; Stockflecken waren unter der Regenrinne zu sehen. Es war schon eine Weile her, dass ich hier vorbeigekommen war, und wahrscheinlich noch länger, dass ich mir das Haus genauer angesehen hatte.

Larry Beukes hatte sein Anwesen immer mit der Genauigkeit und der Energie eines preußischen Feldmarschalls in Schuss gehalten. Normalerweise mähte er zweimal die Woche, in ein viel zu knappes, ärmelloses Shirt gekleidet, mit angespannten Schultermuskeln und das Grübchenkinn entschlossen vorgestreckt mit seinem mechanischen Handrasenmäher den Rasen. Der Rasen der Nachbarn war grün und ordentlich. Seiner war penibelst gepflegt.

Natürlich war ich erst 13, als all das passierte, und jetzt weiß ich vieles, was ich damals nicht wusste: Lawrence Beukes glitt das schon damals alles aus der Hand. Seine Fähigkeiten, etwas zu managen, ja sogar mit dem wenig fordernden Vorstadtleben Schritt zu halten, wurden von etwas anderem nach und nach völlig verschlungen. Er war damit überfordert, sich um eine Frau zu kümmern, die nicht mehr in der Lage war, sich um sich selbst zu kümmern. Ich schätze, dass es nur sein ihm eigener Optimismus und seine Gewohnheit waren, sein Sinn für persönliche Fitness, wenn man so will, die ihn so weitermachen ließen wie bisher und die ihm vorgaukelten, er könne mit alledem fertigwerden.

Ich dachte schon, dass ich Shelly wieder zu mir nach Hause bringen und mit ihr dort warten müsste, als Mr. Beukes' zehn Jahre alte burgunderfarbene Limousine rasant in die Auffahrt einbog. Er fuhr wie ein Gauner, der vor Starsky und Hutch floh, und streifte mit einem Reifen den Bordstein, als er um die Ecke bog. Hastig stieg er aus, stolperte und fiel beinahe, während er auf uns zulief.

»Ach du liebe Zeit, da bist du ja«, rief er mit seinem holländisch wirkenden Akzent, der einen automatisch an Apartheid, Folter und Diktatoren auf vergoldeten Thronen in Marmorpalästen denken ließ, in denen Eidechsen über die Wände huschten. »Ich habe schon überall nach dir gesucht. Fast hätte ich einen Herzinfarkt bekommen!«

Beinahe konnte er einem mit diesem Akzent leidtun, immerhin hatte er sich sein Geld mit Gewichtheben verdient, nicht damit, Blutdiamanten zu schmuggeln. Er hatte zwar diverse Charakterfehler, immerhin hatte er

Reagan gewählt, glaubte, dass Carl Weathers als Apollo Creed in den *Rocky*-Filmen ein grandioser Schauspieler sei, und begann immer zu heulen, wenn er ABBA hörte. Aber er bewunderte und liebte seine Frau, und dagegen verblassten seine persönlichen Fehler, egal welche das waren.

»Wo warst du denn? Ich bin doch nur kurz zu Mr. Bannerman nebenan und wollte mir Waschpulver ausleihen. Doch als ich zurückkomme, bist du weg – als wärest du das Medium in einem David-Copperfield-Trick!«

Er packte seine Frau an den Oberarmen und für einen Augenblick sah es aus, als wollte er sie schütteln, doch dann umarmte er sie stattdessen. Über ihre Schulter hinweg sah er mich mit tränenumflorten Augen an.

»Schon gut, Mr. Beukes«, meinte ich. »Ihr geht's gut. Sie hatte sich ... einfach verlaufen.«

»Ich habe mich nicht verlaufen«, meldete sich Shelly zu Wort und grinste ihren Mann verschmitzt an. »Ich habe mich vor dem Polaroid-Mann versteckt.«

Er schüttelte den Kopf. »Still jetzt. Du hältst jetzt den Mund, meine Liebe. Jetzt komm aus der Sonne und ... Ach du lieber Himmel. Deine Füße! Bevor ich dich reinlasse, wirst du die ja wohl sauber machen. Du wirst den Dreck sonst überall im Haus verteilen!«

All das klingt jetzt im Nachhinein irgendwie rücksichtslos und brutal, aber seine Augen waren nass dabei und in seiner Stimme schwang eine grimmige, verletzte Zuneigung mit. Es war, als spräche er mit einer geliebten alten Katze, die sich draußen geprügelt hat, nach Hause kommt und der ein Ohr fehlt.

Er bugsierte sie an mir vorbei die Ziegelstufen hinauf, hinein ins Haus. Ich wollte gerade nach Hause gehen,

weil ich glaubte, man hätte mich schon vergessen, als er sich noch einmal umdrehte und mit einem zitternden Finger in meine Richtung zeigte.

»Ich habe noch etwas für dich«, erklärte er. »Mach dich bloß nicht dünne, Michael Figlione.«

Dann knallte er die Tür hinter sich zu.

## KAPITEL 2

Irgendwie war seine Wortwahl beinahe lustig. Dass ich mich dünne machte, stand nämlich nicht zu befürchten. Ich habe den Elefanten im Zimmer ja noch gar nicht angesprochen. Die Tatsache, die darin bestand, dass ich mit 13 genau das war: ein Elefant im Zimmer. Ich war nämlich geradezu fett. Ich hatte keine »starken Knochen«, ich war nicht »stämmig«, und ganz sicher war ich nicht einfach bloß »ein bisschen pummelig«. Wenn ich durch die Küche stampfte, klirrte das Glas in den Schränken. Wenn ich zwischen meinen Schulkameraden der achten Klasse stand, wirkte ich wie ein Büffel in einem Rudel Präriehunde.

In der heutigen Zeit der sozialen Medien und der Tatsache, dass man dem Mobbing gegenüber so sensibel geworden ist, ist es schwierig geworden, jemandem »Fettsack!« hinterherzubrüllen. Der Betroffene wird sofort mit Fug und Recht melden, er habe unter Missbrauch zu leiden; Stichwort: Body Shaming. Aber 1988 war »Twitter« nur der Laut, mit dem man das Zwitschern

von Vögeln beschrieb. Ich war fett und ich war einsam. Damals war das eben so: Wenn man Ersteres war, dann folgte das Zweite so sicher wie ein Naturgesetz. Ich hatte eine Menge Zeit, alte Damen nach Hause zu bringen. Ich vernachlässigte meine Freunde damit nicht, denn ich hatte gar keine. Niemand hier in der Gegend war in meinem Alter. Mein Vater fuhr mich manchmal in die Stadt, damit ich an den monatlichen Treffen eines Clubs mit dem seltsamen Namen SF-Roboos (dem San-Francisco-Club der Roboterbenutzer und -enthusiasten) teilnehmen konnte, aber die meisten, die auch zu diesen Treffen kamen, waren viel älter als ich; älter und außerdem entsprachen sie dem allgemeinen Klischee. Ich muss sie nicht mal beschreiben, wahrscheinlich sieht man sie schon bei der Erwähnung vor dem geistigen Auge: den schlechten Teint, die dicken Brillengläser, die offenen Hosen. Ich lernte bei diesen Treffen nichts über Festplatten oder Computer, sondern war sogar selbst der Ansicht, ich blicke auf meine Zukunft, denn die Treffen bestanden aus Diskussionen über Star Trek und ein Leben im Zölibat.

Natürlich kam bei mir hinzu, dass mein Nachname Figliione lautet, was man während meiner Schulzeit gern zu Fetti-lione oder Fag-lione machte und schon recht bald zu Fag abkürzte, was auch so viel wie »schwul« bedeutet. Sogar mein geliebter Englischlehrer nannte mich einmal aus Versehen so, was lautes Gelächter in der Klasse auslöste. Wenigstens hatte er den Anstand, rot zu werden, eine traurige Miene zu machen und sich zu entschuldigen.

Aber dennoch hätte mein Leben noch viel schlimmer sein können. Ich war sauber und ordentlich und

weil ich niemals Französisch belegte, entkam ich dem Schlimmsten, das allen Nerds passieren kann: auf die Liste derer zu geraten, die obendrein auch noch Streber waren und die Lieblinge der Lehrer. Denen waren Prügel auf dem Schulhof meist sicher. Mir dagegen passierte selten Schlimmeres als hier und da eine kleine Demütigung, und wenn man mich ärgerte, dann lächelte ich immer nachsichtig, als nähme mich ein alter Kumpel freundschaftlich auf den Arm. Shelly Beukes konnte sich nicht an das erinnern, was gestern geschehen war. Und ich wollte das gar nicht erst.

Plötzlich flog die Tür wieder auf. Larry Beukes war zurück. Ich drehte mich zu ihm um, gerade als er sich mit der schwieligen Hand die feuchte Wange rieb. Ich war verlegen und wollte mich schon abwenden und den Blick auf die Straße richten, hatte ich doch keine Erfahrung mit heulenden Erwachsenen. Mein Vater war nicht gerade ein emotionaler Mensch und ich bezweifle, dass meine Mutter nahe am Wasser gebaut war, auch wenn ich das gar nicht mit Sicherheit sagen kann. Ich habe sie immer nur zwei oder drei Monate im Jahr gesehen. Larry Beukes stammte aus Südafrika, wohingegen meine Mutter nach Afrika gereist war, um dort anthropologische Studien zu betreiben, und selbst irgendwie niemals wirklich zurückgekehrt war. Auch wenn sie hier bei uns zu Hause lebte, blieb ein Teil von ihr 10.000 Kilometer entfernt auf einem anderen Kontinent zurück und war nicht erreichbar. Damals war ich aber nicht böse darüber. Kinder brauchen für ihren Zorn ein Objekt, das sich in ihrer Nähe befindet. Auch wenn sich das später ändert.

»Ich bin in der Nachbarschaft herumgefahren, um sie zu suchen. Diese verflixte alte Schachtel. Das ist jetzt

das dritte Mal! Ich dachte, diesmal ist es passiert, diesmal ist sie hinunter zur Hauptstraße gelaufen und man hat sie überfahren! Diese dumme alte ... Ich danke dir, Michael Figlione, dass du sie mir zurückgebracht hast. Gott segne dich! Gott segne deine Freundlichkeit.« Er griff in eine seiner Hosentaschen und kehrte sie auf links, sodass Geld in allen Formen herausquoll und auf den Gehweg und den Rasen purzelte; Geldscheine, silbrige Münzen, alles durcheinander. Ich erkannte, irgendwie alarmiert, dass er mich zu bezahlen gedachte.

»Ach du liebe Zeit, Mr. Beukes, das ist in Ordnung. Das müssen Sie nicht. Ich hab gern geholfen. Ich will gar nicht ... Ich hätte ein schlechtes Gewissen, wenn ...«

Er hob eine Braue und starrte mich böse an. »Das ist mehr als nur eine Belohnung. Das ist eine Vorauszahlung.« Er bückte sich, schnappte sich eine 10-Dollar-Note und streckte sie mir hin. »Na los, nimm schon.« Als ich das nicht tat, steckte er den Geldschein selbst in die Brusttasche meines Hawaiihemds. »Michael ... wenn ich irgendwohin muss ... kann ich dir dann Bescheid geben, dass du so lange nach ihr siehst? Ich bin eigentlich den ganzen Tag zu Hause, um nach meiner verrückten Alten zu sehen. Aber manchmal muss ich nun mal einkaufen oder in meinen Studios nach dem Rechten sehen. Da gibt es immer etwas zu tun. All diese Muskeltypen, die für mich arbeiten, können 400 Pfund heben, aber keiner von denen kann weiter als bis zehn zählen. Dann haben sie nämlich keine Finger mehr, an denen sie abzählen können.« Er klopfte noch einmal auf die Brusttasche mit dem Geldschein darin und nahm mir den Mantel seiner Frau ab. Er hing immer noch über meinem Unterarm wie das

vergessene Handtuch eines Oberkellners. »Also sind wir uns einig?«

»Sicher, Mr. Beukes. Sie hat ja auch auf mich aufgepasst, als ich klein war. Ich denke, ich ... ich kann ...«

»Ja, pass auf sie auf, wie sie auf dich aufgepasst hat. Sie ist nun einmal in ihrer zweiten Kindheit, Gott helfe ihr. Und mir auch. Sie braucht jemanden, der darauf achtet, dass sie nicht davonläuft. Und nach ... ihm sucht.«

»Dem Polaroid-Mann.«

»Sie hat dir von ihm erzählt?«

Ich nickte.

Er schüttelte den Kopf und glättete mit einer Hand seine mit Gel zurückgekämmten und immer dünner werdenden Haare. »Ich fürchte, sie wird eines Tages jemanden vorbeigehen sehen und glauben, er sei es; und ihm dann ein Küchenmesser in den Wanst stoßen. O Gott, was soll ich dann bloß machen?«

Das war nun nicht gerade das, was man einem Jungen hätte sagen sollen, den man gerade gebeten hatte, auf die eigene alte und dement werdende Ehefrau aufzupassen. Jetzt war es mir fast unmöglich, nicht zu überlegen, was geschehen würde, wenn sie *mich* für den Polaroid-Mann hielte und mit dem Küchenmesser auf mich losging. Aber daran dachte er in diesem Augenblick gar nicht und sprach aus, was ihm gerade durch den Kopf ging. Und eigentlich war es mir auch egal. Ich hatte keine Angst vor Shelly Beukes. Ich glaubte, dass sie mich bereits vergessen hatte und sich selbst schon viel länger, dass diese Tatsache aber nicht dazu führte, dass sich ihr Charakter an sich änderte. Und der war freundlich, effizient und völlig außerstande, etwas wirklich Böses zu tun.

Larry Beukes sah mich mit erschöpften, blutunterlaufenen Augen an. »Michael, eines Tages wirst du ein reicher Mann sein. Wahrscheinlich machst du einmal ein Vermögen und gestaltest die Zukunft neu. Willst du dann etwas für mich tun? Für deinen alten Freund Larry Beukes, der seine letzten Jahre damit verbracht hat, sich verzweifelt um seine närrische alte Frau zu kümmern, deren Hirn sich zu Haferschleim verflüssigt? Um die Frau, die ihn glücklicher machte, als er es je verdient hat?«

Er fing wieder an zu weinen. Ich hätte mich am liebsten im nächsten Mauselloch verkrochen. Stattdessen nickte ich.

»Sicher, Mr. Beukes. Ganz bestimmt.«

»Dann erfinde einen Weg, nie alt zu werden«, sagte er. »Das ist ein widerlicher Streich, den uns das Universum spielt. Alt zu werden ist keine Art, nicht mehr jung zu sein.«

## KAPITEL 3

Ich trottete verwirrt von dannen und war mir dabei kaum bewusst, dass ich mich bewegte, und ebenso wenig war mir klar, wohin ich unterwegs war. Mir war heiß, ich konnte kaum denken, man hatte mir gewaltsam zehn Dollar in die Hemdtasche geschoben, Geld, das ich gar nicht haben wollte. Meine schmierigen Run-DMC-Adidas-Turnschuhe brachten mich schließlich

automatisch an den Ort, an dem ich das Geld am schnellsten wieder loswerden konnte.

Es gab eine große Tankstelle gegenüber der Einfahrt in unseren Vorort, auf der anderen Seite der Schnellstraße. Ein halbes Dutzend Zapfsäulen und einen auf überaus angenehme Temperaturen klimatisierten kleinen Supermarkt, wo man Beef Jerky, Zwiebelringe und, wenn man alt genug war, Softporno-Magazine kaufen konnte. In diesem Sommer fuhr ich auf eine ganz spezielle Slush-Mischung ab: Einen Maxi-Becher von ungefähr einem Liter füllte ich mit zerstoßenem Eis, tränkte es in Vanilla-Coke und gab einen Spritzer Arctic Blu darauf. Arctic Blu hatte die azurblaue Farbe von Scheibenentfroster und schmeckte ein wenig nach Melone und ein wenig nach Kirsche. Ich war verrückt nach dem Zeug, aber wenn es mir heute über den Weg liefe, würde ich es wahrscheinlich nicht mehr probieren. Ich denke, meinen 40 Jahre alten Geschmackssinn würde es zu sehr an pubertäres Leiden erinnern.

Aber an diesem Tag stand mir der Sinn nach diesem Arctic-Blu-Vanilla-Coke-Slush-Spezial und ich wusste das nicht mal, bis ich vor der Tankstelle mit der zwölf Meter hohen Säule stehen blieb, auf der der steigende rote Pegasus der Exxon Mobil stand. Der Parkplatz war erst kürzlich frisch geteert worden, dick wie Kuchen glasur und tiefschwarz. Hitze flirrte darüber und sorgte dafür, dass die ganze Tankstelle schwach zu erzittern schien wie eine Fata Morgana, eine halluzinierte Oase, wie ein Verdurstender sie erblicken mag. Mir fiel der weiße Cadillac an Zapfsäule 10 gar nicht auf und den Kerl, der neben mir stand, bemerkte ich ebenfalls erst, als er mich ansprach.

»Hey«, sagte er, und als ich nicht reagierte, weil ich völlig in einen sonnigen Tagtraum versunken war, wiederholte er den Gruß. »Hey, Gummiball.«

Diesmal hörte ich ihn. Mein Radar war auf alle Signale eingestellt, bei denen es sich auch nur im Entferntesten um Mobbing handeln konnte, und bei »Gummiball« schrillten die Glocken trotz der gutmütigen Stimmlage des Mannes.

Er selbst hätte den Ball, was das Aussehen anbelangte, auch ruhig etwas flacher halten können. Zwar war er gut angezogen, allerdings wirkten seine Klamotten irgendwie unpassend.

In einem Aufzug wie dem seinen hätte er gut am Eingang eines Nachtclubs in der Innenstadt San Franciscos stehen können. Hier, gegenüber einer Tankstelle in einem Vorort, wirkte er fehl am Platz. Er trug ein seidiges schwarzes und kurzärmeliges Hemd mit roten Glasknöpfen, lange, schwarze Hosen mit messerscharfer Bügelfalte und schwarze Cowboystiefel, die mit rotem und weißem Faden vernäht waren.

Er war unglaublich hässlich, sein Kinn verschwand fast in seinem langen Hals, seine Wangen waren verunstaltet von alten Akne-Narben. Seine tiefbraunen Unterarme waren mit schwarzen Tätowierungen bedeckt, die aussahen wie eine seltsam geschwungene Schrift, die sich schlangengleich bis hinunter zu seinen Handgelenken zog. Er trug einen schmalen Schlips, wie er in den 80er-Jahren Mode war und den er mit einer Krawattennadel aus Plexiglas mit einem vergilbten Skorpion darin festhielt.

»Ja, Sir?«, wandte ich mich an ihn.

»Willst du da rein? Und dir ein paar M&M's oder so

was kaufen?« Geräuschvoll rammte er die Zapfpistole in die Tanköffnung seines riesigen, weißen Wagens.

»Jawohl, Sir«, erwiderte ich und dachte ›M&M's am Arsch, Vollidiot‹.

Er griff in seine Hosentasche, kramte ein paar vergilbte, verknitterte Scheine heraus und pulte einen 20-Dollar-Schein daraus hervor. »Ich sag dir was. Bring das rein und sag Bescheid, sie sollen Zapfsäule 10 anschalten. Dann ... Hey, Träumer, ich red mit dir. Hör mir zu!«

Meine Aufmerksamkeit war abgelenkt worden. Denn mein Blick war auf den Gegenstand gefallen, der auf dem Rücksitz seines Caddys lag: eine Sofortbildkamera von Polaroid.

Wahrscheinlich wissen Sie noch, wie eine Polaroid aussieht, selbst wenn Sie zu jung sind, je eine gesehen, geschweige denn selbst benutzt zu haben. Die originalen Polaroid-Sofortbildkameras sind sehr prägnant und versinnbildlichten zu ihrer Zeit einen so enormen technischen Fortschritt, dass sie zur Ikone ihrer Zeit wurden. Polaroidkameras gehörten zu den 80ern wie Reagan und Pac-Man.

Heutzutage hat jeder seine Kamera in der Tasche. Die Vorstellung, jederzeit einen Schnappschuss machen und ihn dann gleich betrachten zu können, ist für niemanden mehr sensationell. Aber im Sommer 1988 war eine Polaroid eine der wenigen Kameras, mit denen man ein Foto schießen und es mehr oder weniger direkt entwickeln und ansehen konnte. Die Kamera spuckte nach dem Knipsen fast sofort ein großes, weißes Papierquadrat aus, in dessen Mitte sich ein grauer Film befand. Nach ein paar Minuten, oder noch schneller,

wenn man damit in der Luft herumwedelte, sodass der Entwickler rascher mit dem chemisch behandelten Papier reagierte, tauchte aus dem grauen Film ein Bild auf und verfestigte sich zu einer Fotografie. Damals war das der neueste technische Stand.

Als ich die Kamera sah, wusste ich, dass er es war. Der Polaroid-Mann, vor dem Mrs. Beukes sich versteckte. Dieses schleimige Frettchen, in seinem weißen Cadillac-Cabrio mit dem roten Verdeck und den roten Sitzen. Schon allein diese Farbzusammenstellung signalisierte, dass es sich um ein Arschloch handeln musste.

Ich wusste natürlich, dass das, was Mrs. Beukes von ihm glaubte, keinesfalls der Wahrheit entsprach, dass es sich sozusagen um die Fehlzündung eines Gehirns handelte, das ohnehin schon falsch funktionierte und langsam, aber sicher den Geist aufgab. Aber ich konnte diesen einen Satz, den sie gesagt hatte, nicht verdrängen: *Lass bloß nicht zu, dass er dich fotografiert.* In diesem Augenblick, in dem ich realisierte, dass der Polaroid-Mann keine senile Fantasie, sondern ein echter Mensch war, der direkt vor mir stand, rann mir ein eisiger Schauer über den Rücken.

»Äh ... Schießen Sie los, Mister. Ich hör zu.«

»Hier«, sagte er. »Nimm diesen Zwanziger und sag denen, sie sollen die Zapfsäule hier aktivieren. Mein Caddy ist durstig. Und ich sag dir was, Junge. Wenn es Wechselgeld gibt, kannst du's behalten. Kauf dir einen Diät-Ratgeber davon.«

Ich wurde nicht mal rot. Das war ein gemeiner Tiefschlag, aber ich war so abgelenkt, dass er kaum in mein Bewusstsein drang.



[www.joehillfiction.com](http://www.joehillfiction.com)

Joe Hill wurde 1972 in Neuengland geboren und lebt mit seiner Frau und seinen drei Söhnen in New Hampshire. Er hat mehrere mit Literaturpreisen ausgezeichnete Bestseller geschrieben, die auch verfilmt wurden, etwa *Horns* (mit Daniel Radcliffe in der Hauptrolle) und die Comic-Serie *Locke & Key*.

Infos & eBook:  
[www.Festa-Verlag.de](http://www.Festa-Verlag.de)